

15] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

Das Innere erschien noch düsterer. In der vollständigen Umwälzung hatte man noch nicht Zeit gefunden, die Unordnung, welche durch die häufigen gerichtlichen Untersuchungen entstanden war, zu beseitigen. Bücherchränke, Schreibtische, alle Spinde waren geöffnet. In den unbenutzten Gesellschaftszimmern standen die Möbel durcheinander, die Teppiche waren aufgerollt. Kleinigkeiten lagen verstreut auf Konsolen, Tischchen, Klavier und Kaminen umher. Niedliche Schnurpfeisereien, feine Skulpturen, alte Bronzen sahen jetzt so kläglich aus wie in dem wirren Durcheinander eines Trödlerladens. Aber hatten auch die brutalen Hände der Polizei dem Heim jede Gemütlichkeit genommen, es blieb doch die Zuflucht der Kinder. Hier waren sie wenigstens geschützt vor den neugierigen, boshaften und falschen Blicken, die sie den ganzen Tag ertragen mußten; sie waren zu Hause, allein und konnten sich ihrer Verzweiflung überlassen.

Trotzdem sie Geschwister waren, waren die drei jungen Wesen voneinander völlig verschieden. Das gleiche Schicksal hatte sie getroffen; aber jeder von ihnen empfand es durch sein Temperament anders.

Der Älteste, Roland, war eben großjährig geworden. Er war also das Haupt der Familie und hatte Entscheidungen zu treffen. Marner überließ ihm gern die ganze Verantwortung. Er war sehr groß, sehr mager, und seine tief liegenden Augen gaben ihm ein asketisches Aussehen. Von seiner Mutter hatte er die blonden Haare, den blassen Teint und die längliche Gesichtsförmung. Das einzig Schöne an ihm war die hohe, wie gemeißelte Stirn. Er interessierte sich leidenschaftlich für Geschichte und studierte in Chartes. Seine Begeisterung für alte Pergamente erreichte manchmal den Spott seines Vaters, dessen Tatkraft und Lebendigkeit diese Leidenschaft nicht begriff. Seine Kurzsichtigkeit hatte ihn vom Militärdienst befreit, und häufige Neuralgien hinderten ihn oft an seiner Arbeit. Er versuchte, seinen Organismus durch Sport zu kräftigen. Doch blieb er übermäßig empfindlich, er war Neurastheniker. Der Kontrast zwischen seiner schwachen Gesundheit und seinem intensiven Innenleben klassifizierte ihn unter diejenigen, von denen man sagt, daß der Geist den Körper aufreibe.

Fünfzehn Monate jünger war Paul, der jetzt gerade in die Ecole Centrale eingetreten war. Er glück im Teint und in der Haarfarbe seinem Vater; er hatte bereits einen Schnurrbart, auf den er sehr stolz war; kräftig, aufbrauend, eiferfüchtig, fiel er in seiner Stimmung leicht von einem Extrem ins andere. Bald war er begeistert, bald deprimiert. Er arbeitete ebenso gern, wie er sich amüsierte. Seine Kraft, seine Sicherheit, seine Tollheit machten ihn unter seinen Kameraden populär. Er handelte impulsiv, ohne Nachdenken, gab aber nie zu, sich geirrt zu haben. Vermantes liebte diese anschmiegende und gefährliche Natur, dieses feurige Temperament, das dem seinen glich. Es versprach einen tüchtigen Kämpfer, der sich den immer schwerer werdenden Anforderungen, die das Leben stellt, anpassen würde, und er sah in seinem zweiten Sohn seinen geistigen Nachfolger, denjenigen, der das, was er überlieferte, erhalten würde, und zog ihn Roland vor, dessen vorzügliche Eigenschaften er ein wenig verkannte.

Ihre Schwester Renée war kaum achtzehn Jahre alt. Sie glich Roland und hatte wie er ein längliches, blaßes Gesicht. Eine Fülle seiner Haare von der Farbe reifen Getreides und große, graue Augen, die manchmal goldbraun ausluden, waren ihre ganze Schönheit. Ohne häßlich zu sein, hatte sie nichts Anziehendes; ihrem Teint fehlte die Frische. Sie besaß jene scheinbare Vernunft mutterloser Mädchen, die sich frühzeitig der Führung des Haushalts widmen; sie hatte dessen Leitung gerade übernommen, als das Gewitter ausbrach. Ihr Benehmen war ruhig und vornehm und sie hatte eine jener schönen, ernsten Stimmen, die ein klare Seele enthüllen, eine Stimme, die herzbewegend war, wenn sie sang. Sie hatte viel Gemüt, und die leiseste Erregung wirkte lange bei ihr nach. Aber sie verstand sie so gut zu verbergen, daß nur

sie allein darum wußte. Nun weinte sie schon seit Monaten die Nächte hindurch, ohne daß jemand ihre Tränen sah. Ihre Tante Angele hielt sie für gefühllos und verfehlte nicht, zu bemerken, daß ihre Tochter Sortense an ihrer Stelle schon vor Scham und Kummer gestorben wäre.

Minna, ein deutsches Dienstmädchen, öffnete den drei jungen Leuten die Tür. Alle anderen Dienstboten waren entlassen; sie und Josephine, die javoyardische Köchin, waren die ganze Bedienung. Minnas kleine Augen gingen prüfend über die Gesichter der Ankommenden; ihr Mund zog sich zu eine Grimasse zusammen, die bedeutete: es scheint schlecht zu stehen. Aus ihrem verschlossenen Gesicht erriet man nicht, ob Schadenfreude oder Mitleid sie bewege. Die drei wollten diese Blicke vermeiden und eilten in ihren gewohnten Zufluchtsort, in Rolands Zimmer. Es war ein kleiner, mit Büchern angefüllter Raum, mit antiken Möbeln ausgestattet. Die von einem Perserteppich bedeckte Chaiselongue war der einzige bequeme Sitz im Zimmer. Roland ließ sich darauf fallen und begann zu schluchzen. Er hielt sich den Mund mit der Hand zu, um seine Stimme zu ersticken, der Körper war von Schauern geschüttelt. Renée eilte zu ihm, sie küßte ihn, und in ihrer eigenen Verzweiflung suchte sie Trostesworte, um ihn zu beruhigen.

„Nein, Roland, so darfst Du Dich nicht gehen lassen. Wir haben eine Pflicht zu erfüllen und müssen unsere Kräfte für den Kampf aufsparen. Vater braucht uns so nötig! Hast Du nicht gesehen, wie er uns angesehen hat, als ob er uns um Mut bitten wollte? Er muß nun auch merken, daß wir mutig sind und Vertrauen zu ihm haben. Besonders heute nach diesem schrecklichen Tage. Ach, mein Gott, denke doch, wie er leiden muß, wenn er es abgeköpft hat, uns zu sehen.“

Während sie Roland so zu beruhigen versuchte, ging Paul aufgeregt auf und ab. Das Gefühl, das sich bei seinem Bruder in Schmerz äußerte, machte sich bei ihm in Horn Luft. Leidenblau, mit zusammengedrückten Rippen, rang er die Hände und warf die Gegenstände im Zimmer durcheinander, in dem Bedürfnis, seine ohnmächtigen Kräfte zu gebrauchen. In das Schluchzen seines Bruders warf er von Zeit zu Zeit einen wütenden Ausruf, eine Verwünschung.

„Alle sind sie gegen ihn,“ schimpfte er, „die Richter, die Geschworenen, die Zeugen. Man sieht, daß sie ihn zugrunde richten wollen. Alles was sie sagen, ist vorbereitet. Ach, die Dügner, die Kanakillen!“

Voller Verzweiflung streckte er die Faust ins Leere. Er war allein, schwach, besiegt, und seine Genfer triumphierten.

„Und diese Sachverständigen! Ein Haufen Altenkämmerer, Bureauenschen! Was verstehen sie von Papas Geschäften! Sie schmieren Zahlen hin. Wie bei einer Steinigung kommt ein jeder und wirft seinen Stein auf ihn. Und mit gebundenen Händen müssen wir alles mit ansehen, ohne ihm helfen zu können!“

„Wir müssen versuchen, ihn durch unser Vertrauen zu stärken,“ sagte Renée.

Paul zuckte die Achseln.

„Das ist zu wenig!“ Was ist das? Er braucht mehr, eine energische Tat, Initiative, etwas Entscheidendes. Wir wissen selbst nicht was.“

Trotz ihrer Jugendkraft fühlten sie sich so wehrlos wie ihr Vater selbst. Einst so stark im Kampf, war er jetzt vor seinen Richtern jeder Macht beraubt, machtlos zwischen zwei gleichgültigen Gendarmen, die sich den Schnurrbart wirbelten. Gegen ihn und also auch gegen sie richtete sich eine ungeheure Macht auf. Die roten und schwarzen Roben, die Uniformen, die Genfer, die man hinter diesem Apparat vermutete, alle waren sie nur Teile eines Ganzen, jener abstrakten Kraft des Gesetzes, das die Schuldigen und Widerständigen durch ein fast ebenso verhängnisvolles Spiel vernichtet, wie die Natur die Ausnahmen oder Ungeheuer ausrötet. Es war diese latente Kraft in der Tiefe des sozialen Lebens, an die man ebensowenig denkt wie an die Macht des Meeres, wenn man sich auf festem Boden befindet, und deren unbeugsame Kraft man erst fühlt, wenn man ihr getroßt hat. Ausdauernd, unüberwindlich, unerbittlich dringt sie gegen ihre Opfer vor und zerschmettert sie. Vielleicht, um sich von

diesen Gedanken loszumachen, kam Paul zu seiner ersten Idee zurück:

„Alle haben sich gegen ihn vereint . . . Aus Neid hassen sie ihn, aus Niedrigkeit, weil er große Dinge geschaffen hat. Alle haben sie sich gegen ihn verschworen, um ihn zu verderben. Himmel, was haben sie nicht alles erfunden: die Buchhalter, Aerzte, Richter, Zeugen, alle, alle, bis zu dieser schrecklichen Alten!“

Er hielt inne, als er Luise Donnaz erwähnt hatte. Das entfesselte Meer von Gedanken, die er seit der Preisgebung des Geheimnisses hatte zurückdrängen müssen, schwirrte durch seinen Kopf, nicht klare, in Worte zu fleidende Empfindungen waren es: dunkle, fast unerklärliche Ahnungen, die aus unserer innersten Seele hervorquellen und uns wie mit Krallen festhalten. Sie flüsteren von dieser Zeugin. Dinge aus einer fernen, schon vom Vergessen umhüllten Zeit wurden lebendig, eine andere Gerechtigkeit erstand, eine Gerechtigkeit aus der Tiefe des Lebens, die viel mehr vom Schicksal als von Menschen kam, so geheimnisvoll, daß man sie Gott zuschieben mußte; eine Gerechtigkeit, deren spätes Eingreifen einer schuldigen Vergangenheit gilt. Bis dahin unentwirrbare Verkettungen des Schicksals wurden plötzlich aufgelöst.

Paul begann wieder:

„Ja, diese Megäre . . . diese . . .“

Er hielt von neuem inne.

Kenée richtete ihre vorwurfsvollen Blicke auf ihn. Langsam, fast unabsichtlich sagte sie, als ob eine fremde Macht ihr die Worte diktierte:

„Nein, Paul, diese arme Frau hat nicht gelogen!“

„Das sagst Du! Du! Du! Du glaubst? . . .“

Er rief mit einem Blick die Hilfe seines Bruders an; dieser antwortete:

„Erinnere Dich! Sie wollte nichts sagen . . . trotzdem kamen die Worte von ihren Lippen, die Wahrheit hat sie ihnen entrispen. Sie klangen so echt. Niemand kann daran zweifeln!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Idol.

Von Wilhelm Hegeler.

„Villa Beata“ steht in goldenen Buchstaben an dem Haus, das einige hundert Schritte vor dem Städtchen hinter einem breiten Vorgarten liegt. Aber allzuviel Glück wohnt eigentlich nicht in seinen Mauern, weder bei der verwitweten Frau Rittmeister von Dehnsiedt in Barriere, noch bei der ebenfalls verwitweten Frau Sanitätsrat Schulke im ersten Stock, die das Haus vor einigen Jahren gekauft hat und eine kleine Pension unterhält. Die beiden Frauen brauchen sich über Fortunas üppigen Segen nicht zu beklagen. Im Gegenteil hat das Leben sie tüchtig gebeutelt, hat ihnen nach reichlich getrüben Ehen die Männer genommen und an äußeren Gütern nur gerade das Notwendige gelassen. Und was die Pensionäre angeht, so sind es ein griesgrämiger Schulmeister, eine hysteriische Handarbeitslehrerin, die alles überflüssige Geld für Mittel gegen ihre rote Nase ausgibt, und eine menschenscheue Engländerin, die hier hängen geblieben ist, wie weiß selbst nicht recht wie so.

Glücklich in diesem Hause ist eigentlich nur das kleine Fräulein Hanna von Dehnsiedt, Rittmeisters Hännchen genannt, ein dralles, behendes Ding, dessen Körper noch nicht den letzten Schuß getan hat, sondern sich einweilen in einer gedrungenen Fülle zu behagen scheint. Der schwellende Busen weist eine Rundung auf, deren sich die Sechzehnjährige schämt. Ihr Gesicht mit der stark gebogenen Nase und den bald hellen, bald dunklen Graugaugen, noch weich und unentwidel, verrät doch schon die sehnige Masse der Eltern. Ihre Stimme gefällt sich im scharfen Kommandoton des Vaters, und mit Vorliebe gebraucht sie kräftige Ausdrücke. Wenn sie die Treppe hinauf in ihr Turmzimmer stürzt, so nimmt sie immer zwei Stufen auf einmal. Beim Hinuntergehen aber schont sie der Läufer, doch desto weniger das Geländer. Rittlings rutscht sie allerdings seit einiger Zeit nicht mehr hinunter.

Sie ist der glücklichste, aber auch der bestgebaute Mensch im ganzen Haus. Ihre Mutter weiß nicht mit ihr fertig zu werden. Der Oberlehrer ist ihr spinnefeind, weil sie so gern Harmonika spielt, was den darunter Wohnenden ungewisslichweise beim Korrigieren seiner Hefte hört. Die Handarbeitslehrerin hat sie im Verdacht, ihr eine leere Flasche Kamaklarum aufs Zimmer gestellt zu haben. Die furchtsame Engländerin wagt sich überhaupt nicht auf den Vorplatz, wenn sie nur in Hörweite ist. Denn einmal ist sie von dem Wildfang überrannt worden.

Auch mit der Frau Sanitätsrat hat sie lange auf keinen guten Fuß kommen können. Daß sie sie stets nur Mutter Schulken

nennt, hätte die gute alte Dame ihr nicht übel genommen, wenn sie nur sonst nicht oft so grausam mit ihr umgesprungen wäre. Einmal hat sie ihn im Uebermut sogar eine Lüte Mehl über den Kopf gestülpt. Und Frau Sanitätsrat färbt sich die Haare, mit einer flebrigen, goldgelben Tinktur.

Ueberhaupt — das läßt sich nicht leugnen, hat diese sonst so verehrungswürdige Witwe eine Menge kleiner Eigenheiten. Vermöge des Verschönerungsmittels weiß niemand, wie alt sie eigentlich ist. Sie kann Ende Vierzig, sie kann aber auch Mitte Sechzig und darüber sein. Wenn man sie fragt, gibt sie nie eine klare Antwort. Offenbar ist sie ein wenig eitel und zärtlichen Empfindungen durchaus noch nicht abhold. Ein- oder zweimal die Woche bekommt sie Besuch von dem Stadtorganisten Herrn Lortian, einem süßlichen alten Junggesellen, der lange, weiße Locken und im Winter einen Pelzmantel trägt. Er trinkt bei ihr Kaffee und ist immer reichlich Kuchen dazu. Eines Tages hat Hännchen gesagt: „Mutter Schulken, ich glaube, das alte Schaf, der Lüdrian, liebt Sie.“ Da hat Frau Sanitätsrat ganz verächtlich die Augen niedergeschlagen und geantwortet: „Ach, aber doch nur platonisch.“ Worüber Hännchen sich totlachen wollte.

Frau Sanitätsrat ist eine große, korpulente Frau. Ihr Kopf mit dem goldgelben Haar, dem Doppellinn und den schwammigen Baden, die morgens ein grauhafte Farbe haben, nach dem Kochen aber rosig angelaufen sind, vibriert stets leise auf dem kurzen Hals wie eine Kompaßnadel. Wenn sie aber nachts nicht gut geschlafen oder tagsüber Aufregungen gehabt hat, dann wackelt er stärker, und der zittrigen Hand entgleitet oft ein Glas oder ein Teller. Frau Sanitätsrat nennt das „ihren Weltweh“ haben. Und auch das gibt Hännchen Anlaß zu respektloser Heiterkeit.

Die häufigsten Differenzen aber entstehen zwischen den beiden, weil Mutter Schulke die Gewohnheit hat, alle Leute mit „lieber“ und „guter“ anzureden. „Mein lieber Herr Oberlehrer“, „Mein lieber Briefträger“, „Mein lieber, gute Fleischer“. Ja, sie sagt sogar zu ihrer Bettlerin an ihrer Tür: „Mein lieber Bummler“.

In den Herbergen und Pennen, wo die Namen der Herrschaften vermerkt sind mit bedeutungsvollen Zeichen, die so viel ausdrücken wie „griechisch“, „gibt manchmal was“, „hat einen bissigen Köter“, „beschenkt alte Hosen und Stiefel“, da muß ihr Name mit großen Buchstaben als ein Muster von Gutmütigkeit verzeichnet stehen. Denn es vergeht kein Tag, an dem sie nicht Besuch erhält von den Söhnen der Landstrasse. Und wohl noch nie hat einer ihre Türe verlassen ohne ein paar Pfennige Zehrgeld. Am liebsten aber läßt sie ihn auf der Treppe niederstehen und unterhält sich mit ihm, während sie ihn mit einem tüchtigen Teller voll Essen traktiert. Fragt nach dem Woher, Wohin, und was für Profession man treibe. Und bei allen Fragen und Antworten nennt sie den struppigen Besucher: „Mein lieber Bummler“ oder gar: „Mein lieber, guter Bummler“, während ihr Kopf dabei vor gerührtem Mitleid Bewegungen ausführt wie der eines angestohlenen Bagoden.

Diese unangebrachte Wohlthätigkeit findet das kleine Fräulein von Dehnsiedt einfach idiotisch. Sie behauptet, vom Besuch dieser Landstreicher bekäme ihr Floß alle seine Röße. Sie will es nicht beschwören, aber sie glaubt es bombensicher, ihren Ruff, der spurlos verschwunden ist, hätte einer dieser Kunden gemaßt. Und sie versichert hoch und teuer, daß sie nächstens sich auf der Polizei beschweren wird, damit diese Kerle ihnen nicht ewig das Haus einrennen.

Ueberhaupt, daß Frau Sanitätsrat alle Menschen lieb und gut findet, will ihr durchaus nicht in den Sinn. Sie kennt eine ganze Menge Menschen, die sie einfach haßt. Sie haßt den griesgrämigen Oberlehrer, weil er seine Schüler so zwiebelt. Sie haßt den frechen Fleischergejellen, weil er sich hinten auf den Wagen schwingt und sich von den keuchenden Hunden ziehen läßt. Sie verteilt ihren Haß an diesen und jenen, und wenn sie das Wort ausspricht, dann springt es aus ihrem Mund wie eine platzende Granate, und ihre Augen begleiten es mit Feuer und Blitz.

Aber wie sie im Grunde ihres jungen, reichen Herzens Mensch und Tier und Wald und Feld liebt, das weiß sie selber nicht. Doch Mutter Schulken scheint es zu wissen; denn sie wackelt bei solchen Drohungen wohl aufgeregt mit dem Kopf, lädelst aber dazu und hört nicht auf, ihre lieben Bummler zu bewirten.

Seit einiger Zeit aber scheinen im Mark dieses jungen Sprößlings sich geheimnisvolle Wandlungen vorzubereiten. Der Uebermut stürmt nicht mehr mit stampfenden Schritten die Treppen hinauf, rutscht nicht mehr händlings das Geländer herunter. Aus dem wilden Hännchen beginnt eine stille, gestittete Hanna zu werden, die sich mit erfreulichem Eifer Handarbeiten hingibt, fundenlang malt und häkelt, dann aber wieder lange Stunden in rätselhafter Verfunkenheit aus ihrem Turmsenster auf den Wiesengrund hinunterstarrt.

Am liebsten jedoch sitzt sie bei Frau Sanitätsrat im Zimmer und läßt sich von ihr erzählen. Sie hat schon, wenn sie eingetreten ist, mit dem dicken Häkelknäuel in der zusammengerafften Tändelschürze, einen ständigen Unterhaltungsbeginn gefunden.

„Na, Mutter Schulken, nun erzählen Sie mal 'n bißchen.“

„Ach, Hännchen, wovon denn?“

„Na, von früher, Mutter Schulken, als Ihr Mann noch lebte.“

„Ach Gottchen ja, mein guter, lieber Mann — da hängt er.“ antwortete die alte Dame und gedrückt eine Krone, während sie auf das Delbild an der Wand gegenüber zeigt, das einen breitbrüstigen, herausfordernd dreinschauenden Herrn darstellt, mit

dunkelbuschigem, Haupthaar, fleischiger Nase und aufgeworfenen Lippen unter dem kastanienbraunen Vollbart. Vor ihm steht ein Verbandskasten, in der Hand aber hält er fest umpreßt ein Weinglas.

„Ja, der Gute! Als der noch lebte, da ging's hoch her! Immer Gasse und alle paar Tage Gesellschaft!“

„Aber ich denke, Ihr Mann wäre so viel ausgewesener, Mutter Schulken?“

„Gottchen ja doch, das war er auch. Denk doch nur, die vielen Vereine und Klubs, Gannchen. Und das brachte ja auch seine Praxis mit sich, daß er so oft unterwegs sein mußte. Manchmal die ganze Nacht.“

Und sie berichtet, was für ein tüchtiger Arzt, was für ein edler Mensch der Verstorbene gewesen. Immer unermüdet und gegen alle Hilfsberei. Und wie er schließlich einer Blutvergiftung, die er sich von einem Patienten zugezogen, erlag.

Aber wenn sie eine Weile in diesem Fahrwasser geschwommen ist, unterbricht Gannchen sie und fragt mit etwas gepreßter Stimme:

„Und Feliz — der mußte wohl immer dabei sein?“

„Der gute, gute Junge — mein Feliz!“

Und bei der Erwähnung dieses Namens fließen die Tränen so reichlich, daß sich die alte Dame mit ihrem Taschentuch die Wangen trocknen muß.

Ja, der Feliz mußte immer dabei sein. Der war kein Schürzenkind, der war ein rechtes Kochzippellind. Ganz nach dem Vater geschlagen. Was der tat, das tat er auch. Wenn Sonntagnachmittags die Herren bei meinem Mann zu 'nem Glas Wein und 'ner Zigarre beisammen saßen, hat er auch immer sein Gläschen Gänsewein vor sich stehen gehabt und seine Scholabezigarre geraucht. Ganz ernsthaft hat er sie sich mit einem Streichholz angesteckt und langsam aufgelutscht. Ach Gottchen ja, der mußte alles, was sein Vater tat, nachmachen.“

„Aber manchmal hat er auch seine eigenen Streiche gemacht?“ fragt Gannchen.

Und ihre leuchtend grauen Augen sind groß auf ein Oelbild gerichtet, das zu Häupten der Frau Sanitätsrat über dem Sofa hängt. Es steht aus wie das jüngere und anmutigere Ebenbild des Mannes gegenüber. Ein flotter Student, mit dem Cereviso auf dem dunkel welligen Haar, in der Hand ein Rapier. Ebenso fed, aber nicht mit dieser brutalen Herausforderung blitzen die Augen den Beschauer an. Ein kräftiger Durchzieher läuft von dem Ohr bis zum rostrauben Schnurrbart, doch ohne das hübsche Gesicht zu entstellen.

Und Frau Sanitätsrat erzählt von ihrem Sohn. Von dem kleinen Ruben, der am liebsten im Stall steckte und auf ungefalltem Pferd seine ersten Reittünfte zeigte. Von dem Sekundaner, für den all Tanzstundenamen schwärmten. Von dem Primaner, der auf der Eisbahn mit Lebensgefahr einen eingebrochenen Jungen rettete. Von dem Studenten, dem, wenn er in den Ferien zu Haus war, mit jeder Post rosa Briefe nachfolgten, und dessen Anwesenheit unter der ganzen männlichen und weiblichen Jugend der Kreisstadt, in der die Familie damals lebte, eine frohe Aufregung hervorrief. Und dann — doch nur, wenn Gannchen ausdrücklich danach fragt, und immer nur mit spärlichen und andeutenden Worten — das Ende, das unaussprechlich traurige Ende dieser hoffnungsvollen Jugend. Wie er seinen besten Freund im Duell erschöß, fliehen mußte und auf der Ueberfahrt nach Amerika ertrank.

(Schluß folgt.)

Aus der Nacht des Zuchthauses. *)

Von den schwachvollen Folterungen, denen Rödel wie die anderen politischen Gefangenen von den rohen Soldaten der Reaktion unter freundlicher Billigung der Offiziere unterworfen wurde, soll hier nicht weiter die Rede sein. Wir wenden uns sofort dem längsten und schrecklichsten Teil seiner Gefangenschaft, dem Aufenthalt im Zuchthause „Schloß Waldheim“ zu.

Der Name „Schloß Waldheim“ erzählt von der Nachbarschaft des Waldes und von einem seligen Freiluftleben; was aber Rödel vom Zuchthaus dieses Namens (es heißt heute noch so) erzählt, ist so schrecklich, daß keine menschliche Phantasie es in dieser Furchtbarkeit hätte zu erinnern vermögen. Wohl ist heute der Strafbollzug nicht so barbarisch mehr wie in der vormärzlichen Zeit, aber man braucht nur ein Buch wie das von Leuz zu lesen, um deutlich zu sehen, wie die alte barbarische Mißhandlung auch durch den modernen Strafbollzug hindurchschimmert. Vor allem aber ist das Verhältnis der Gesellschaft zum Verbrecher grundtätlich dasselbe geblieben. Auch heute noch lebt der Verbrecher außerhalb der Grenzen und der Philister begreift nicht, wie man sich um das Schicksal „dieser Menschen“ sorgen kann. Der Philister wünscht zwar, daß er abends einen dunklen Weg gehen könne, ohne abgemurrt zu werden; er weiß aber kein anderes Mittel, als nach der

Polizei zu schreien, wenn die Unsicherheit der Wege zunimmt. Er sieht nicht ein, daß die Verbrecher nur durch sinnvolle und zweckgemäße Behandlung der Gesellschaft zurückgegeben werden können, niemals aber durch rohe Mißhandlungen, die die verbrecherischen Triebe immer neu züchten müssen.

Was dem Rödel'schen Buch seinen bleibenden Wert geben wird, auch wenn der barbarische Strafbollzug von damals bis auf das letzte Atom verschwunden sein sollte, ist zweierlei. Einmal malt es mit Farben von grausenregender Deutlichkeit den Aberwitz eines Systems, das das Verbrechen bekämpfen will, indem es im Verbrecher den letzten Rest menschlicher Würde vernichtet. Auch wenn das Zuchthaus „Schloß Waldheim“ einmal völlig der Geschichte angehören wird, ist hier für die späteren Geschlechter aller Zeiten eine Warnungstafel aufgerichtet, die sie nur mit einem stillen Schauer werden betrachten können. Zum andern malt sich mit plastiischer Kraft in dem Buch dann das, was man die Rache oder die Remeßis des despotischen Systems nennen könnte. Wie der Zar von Rußland für die Despotie seines Landes mit der fortwährenden Unsicherheit seines Lebens büßt, trägt jedes despotische System eine Rache für den Despoten in sich. In Schloß Waldheim nun war das despotische System mit einer rohen Härte und Konsequenz durchgeführt, die in einem Staat überhaupt nicht gedacht werden kann; insolgedessen zeigen sich auch hier die Folgen mit greifbarer Deutlichkeit. Auf den Aufsehern, die die Zuchthäuser peinigen müssen, lastet das Leben nahezu ebenso schwer wie auf den Sträflingen selber. Für den politischen Psychologen wäre eine Darstellung der Remeßis der Despotie an der Hand des Rödel'schen Buches eine lohnende Aufgabe. Innerhalb unseres Feuilletons werden wir uns mit einem gelegentlichen Seitenblick begnügen müssen.

Wenn man auf den materiellen Inhalt der Schrift sieht, scheinen mir die beiden genannten Dinge die Hauptsache zu sein. Darüber hinaus aber liegt ein großer Wert auch in der besetzten glutvollen Sprache und in der vornehmen geistigen Persönlichkeit Rödel's. Man hat immer wieder den Eindruck, daß hier ein Mensch zu einem spricht, der an vornehmer Sittlichkeit und in edler Gesinnung die meisten anderen Menschen überragt. Und eben weil er geistig so fein geartet war, mußte er 11 lange Jahre im Zuchthaus schmachten. —

Ein erschöpfendes Bild der Behandlung zu liefern, die den Inassen dieser Anstalt widerfuhr, war nicht einmal Rödel möglich, und es wird also uns an dieser Stelle noch viel weniger möglich sein. Das herrschende Prinzip war die Willkür und zwar ganz absichtlich, in der festen Ueberzeugung ihrer Notwendigkeit. Der Sträfling durfte unter keiner Bedingung gegen einen Beamten recht behalten. Das gestand man ganz offen ein und entschuldigte es damit, daß anderfalls die Aufrechterhaltung der Disziplin schlechterdings unmöglich sei, was bei den vorhandenen Zuständen vielleicht nicht ganz unrichtig war. Die bloße Anzeige irgend einer Uebertretung genügte, um sofort eine unverhältnismäßige Strafe zu erwirken. Die kurze Untersuchung, d. h. die Befragung des Sträflings und seiner etwaigen Zeugen ward nur der Form wegen angestellt, denn wie in den früheren Staaten Nordamerikas die Schwarzen nicht gegen die Weißen zeugen konnten, so galt auch hier das Wort des Gefangenen nichts gegen das des Beamten und des Soldaten. „Dem Sträfling darf nie geglaubt werden“, galt als oberste Regel, und in ihr, wie in der stets wohl begründeten Sorge, daß die sämtlichen Inassen dieser Anstalt in einer geheimen Verschwörung gegen ihre Peiniger verbunden seien, sprach sich ganz unwillkürlich das Bewußtsein des fortgesetzten Frevels aus, der hier unter dem Namen Gerechtigkeit an der Menschheit begangen wurde.

Wo ein Herrschaftssystem verrückt ist (und jedes despotische System ist verrückt), kann auch der Träger des Systems verrückt sein, ohne daß ein sonderlicher Schaden angerichtet wird. In Schloß Waldheim lag die ganze entsetzliche Gewalt lange Zeit in den Händen eines Direktors, dessen Wahnsinn offenkundig war. Wenn Sträflinge rückfällig wurden und wieder zu ihm ins Zuchthaus kamen, freute er sich wie ein Kind. Man könne doch sehen, meinte er, daß es den Leuten bei ihm gefallen habe. Derartige mehr humoristische Anfälle wechselten dann mit den Launen der grausamsten Tyrannie, aber die Regierung dachte trotzdem keinem Augenblick daran, den Mann von seinem Posten zu entfernen. Erst als er in seinem Wahnsinn ankerte, er werde alle politischen Gefangenen entlassen, weil er den Eindruck gewonnen habe, daß sie durchaus brave und ehrenwerte Leute seien, wandte sich das Blatt. Nun wurde ein schleuniger Bericht an die Regierung gefandt, und nun wurde er sofort entlassen. Sein Wahnsinn war in eine Art von Vernunft umgeschlagen, und das vertrat das unvernünftige System selbstverständlich nicht.

Die rechte Beleuchtung erhält dieses System übrigens erst, wenn man überlegt, zu welchem Zweck es ins Leben gerufen war. Es sollte das Verbrechen bekämpfen, halten wir das einen Augenblick fest. Der Verbrecher ist ein Mensch, der sich in die rechtlichen Verhältnisse der Gesellschaft nicht zu schiden wußte oder auf Grund der sozialen Verhältnisse nicht schiden konnte. In beiden Fällen wäre nichts so notwendig, als sein Gefühl für Recht und Gesetz zu stärken. Indem man ihn aber der schrecklichsten Willkür unterwarf, zertrat man auch den letzten Funken des Rechts, der etwa noch in ihm schlummern mochte.

Unter diesen Umständen braucht es nicht wunderzunehmen,

*) Der vorangehende Artikel, der Rödel's politische Vergangenheit schildert, erschien im Unterhaltungs-Blatt Nr. 103.

daß ein Direktor Ködel gegenüber offen aussprach, daß seine Aufgabe gar nicht die Besserung, sondern die Zucht sei: Das Wort Zucht aber ist nur moralisch einwandfrei, wenn es im Sinne von „Erziehung“ gebraucht wird; die Erziehung aber wiederum läßt sich nicht denken, wenn man nicht einen Zweck der Besserung im Auge hat. Fällt also die Besserung als Zweck weg, so bleibt von der Zucht nur die unsittliche Peinigung übrig, und die unsittliche Peinigung war es dann auch, die im „Schloß Waldheim“ herrschte.

Wie jedes barbarische System konnte auch das im „Schloß Waldheim“ nicht ohne barbarische Strafen auskommen. Die Liste der Strafen begann mit der der „Kostentziehung“ (= Hungerkur) und setzte sich dann also fort: einfacher Arrest, strenger Arrest, Dunkelarrest, hartes Lager, Krummhalschließen, Klosttragen, Lattenarrest, Rutensitze, Stockhiebe, Kantschuhiebe. Die Rutensiebe wurden namentlich oft den Frauen zugesprochen. Da jedoch stets ein Aufseher die Exekution vollzog, war verordnet, daß die zu Bestrafenden leichte Weinkleider tragen sollten, was jedoch, wie die Aufseher selbst sagten, nicht oft beachtet wurde, „denn was sollten Rutensiebe durch eine Hose ausdrücken?“ Es gab Zeiten, erzählt Ködel, wo der sogenannte Schimmel, auf den die zu Hieben Verurteilten geschmalt wurden, den ganzen Tag über nicht leer stand und die mit den Exekutionen beauftragten Aufseher, wozu man stets die kräftigsten nahm, des Abends klagten, daß sie sich wie gelähmt fühlten.

Man würde aber irren, wenn man diese Folterstrafen, bei denen die Sträflinge oft genug starben, für das Wesentliche halten wollte. So primitiv war die Peinigung in Waldheim keineswegs eingerichtet; man hatte neben den Stockhieben ein durchgeführtes System auch der seelischen Peinigungen. Im Arbeitsaal und überhaupt in der Anstalt herrschte ein strenges Schweigegebot. Nicht einmal einen Aufseher durften die Sträflinge anreden, bevor sie sich durch ein Zeichen die Erlaubnis eingeholt hatten. Jedes Lachen war verboten und selbst ein Lächeln konnte Stockhiebe nach sich ziehen. Das Schweigegebot war völlig sinnlos, da die Sträflinge sich im Schlafsaal unterhalten konnten, aber es war ein vortreffliches Mittel der Peinigung und so wurde es beibehalten. Selbst die Arbeit war lediglich dazu da, die unglücklichen Menschen zu peinigen, und so braucht man sich nicht zu wundern, daß sie im Laufe der Jahre völlig „entmenscht“ wurden. Nicht einmal zum Saß und zur Nachsicht langte es. Dumpf und willenlos, an Leib und Seele gebrochen, lebten sie ihre Tage dahin und waren selbstverständlich völlig unfähig, sich durch Arbeit zu erhalten, wenn sie das Zuchthaus verließen. Also kamen sie wieder, und also konnte das System von Waldheim wieder an ihnen erprobt werden.

Der Überwitz ist so grell, daß man fast meinen möchte, er könne nicht von Menschen, sondern nur von Dämonen erdacht sein. Daß Ködel diesen Überwitz eines auch heute noch nicht überwundenen Systems in eine so schreckliche Klarheit setzt, ist eine Tat, die recht viele unserer Leser auf sich wirken lassen sollten.

Erich Schläpfer.

Kleines feuilleton.

Technisches.

Neue Entdeckungen auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie. Padre Guido Alfani, der bekannte Leiter des Observatoriums in Florenz, gibt sich gegenwärtig im Dom seines Bohnortes sehr interessanten wissenschaftlichen Beobachtungen hin. Guglielmo Marconi brachte ihn jüngst gelegentlich eines Besuches, den er ihm in seinem Observatorium abstatte, auf den Gedanken, durch Versuche festzustellen, ob die Hertz'schen Wellen, und zwar auch die, die von entlegenen Sonderstationen kommen, durch Mauern dringen und eine in einem vollständig geschlossenen Raume befindliche radiotelegraphische Anlage beeinflussen könnten. Da jedoch für den Empfang der von fernen Stationen kommenden Hertz'schen Wellen in großer Höhe durch die Luft gespannte isolierte Drähte notwendig sind, findet man nur schwer einen geschlossenen Raum, der den Höhenanforderungen entspricht. Der Dom von Florenz aber mit seiner hohen Kuppelwölbung erfüllte alle erforderlichen Bedingungen, und Padre Alfani durfte mit Erlaubnis der Domgemeinde und der kirchlichen Behörden vor einigen Tagen mit seinen Versuchen beginnen. Von der inneren Kuppelhöhe ließ er drei Drähte herab, die drei oder vier Meter vom Boden entfernt an einer Säule befestigt wurden; hier wurden sie, zu einem einzigen Draht verbunden, mit dem Empfangsapparat in Verbindung gebracht. Kein einziger Teil der radiotelegraphischen Anlage lag frei, und Padre Alfani trug noch dafür Sorge, daß alle Fenster der Kirche geschlossen blieben. Die Versuche begannen in der Nacht vom 2. auf den 3. Juni. Gegen 11½ Uhr konnten alle meteorologischen Berichte aus Paris gut empfangen werden. Es wurden dann auch Depeschen aus Madrid und Toulon empfangen, und Padre Alfani konnte konstatieren, daß die Empfangsstärke nur um ein wenig geringer als bei der Anlage in freier Luft. Als die Versuche bei Tag wiederholt wurden, konnten Mitteilungen nur aus näher gelegenen Stationen empfangen werden, nicht aber aus Paris; das ist aber eine Folge des hinlänglich bekannten Einflusses des Sonnenlichtes und auch der nicht ausreichenden Intensität der Senderstation des Eiffelturmes.

Verantw. Redakteur: Alfred Bielepp, Neukölln. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Buchdruckerei u. Verlag-Anstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Eine weitgereiste Möwe. Die Vogelwarte zu Rossitten auf der Kurischen Nehrung (Ostpreußen), deren Versuche mit beringten Möwen, Störchen, Krähen und anderen Vögeln in hohem Grade interessanter, kann eine neue sehr bemerkenswerte Beobachtung mitteilen. Diesmal handelt es sich, wie die „Natar“ mitteilt, um eine Lachmöwe, einen jener Vögel die sich auf dem moorigen Bruch bei Rossitten in großen Scharen herumtummeln, und deren Wanderstrafen die Meeresküste und Flußläufe entlang man in Europa durch die bisherigen Vogelmarkierungen schon recht gut kennen gelernt hatte. Jetzt hat sich einmal solch ein Tier bis nach der Insel Barbados im fernen Westen des Atlantischen Ozeans versogen, und der Ring mit Nummer 6898 gelangte glücklich, wenn auch wie gewöhnlich, unter etwas abenteuerlichen Umständen, in die Hände ihrer Entsender. Der Vogel, der am 13. Juli 1911, noch nicht flügge geworden, mit dem Fuhringe versehen wurde, ist von einem jungen Vurdschen in einem Sumpfe an der südlichen Küste der Insel geschossen worden, und die Aufschrift hatte in der Form „Vogelwarte Rossitten Germany“ zunächst als Adresse eines Briefes gedient, der dann weitere Erundigungen nach dem Verbleiben des Ringes zur Folge hatte. „Die Möwe ist von einem Naturkundigen nicht gesehen worden,“ hieß es in einem weiteren Briefe, „aber die zwei oder drei Jäger, die sie gesehen haben, sind sicher, daß sie nicht zu der Sorte gehört, die man gewöhnlich hier sieht.“ Der Süden von Barbados soll nach dem Urteil erfahrener Zoologen, die die Insel bereits haben, Sumpfe enthalten, die für diese Möwenart nicht geeignet erscheinen. Gleichwohl ist es sehr ersichtlich, daß eine Rossitter Bruchmöwe sich bis nahe vor die Mündung des Drinoto verschiebt, und es ist dies gerade in Anbetracht des sonst viel geringeren Verbreitungsgebietes dieser Art ein neues Zeichen dafür, in wie hohem Grade die Vögel Beherrscher des Raumes sind.

Meteorologisches.

Wie entsteht ein Gewitter? Als Benjamin Franklin zum erstenmal den Blitz eingefangen und untersucht hatte, erschien das Rätsel des Gewitters gelöst. Je weiter aber die Wissenschaft fortschreitet, desto mehr vertieft sich ihre Fragestellung, und heute ist man mit der allgemeinen Antwort über die Entstehung der Gewitter und ihrer elektrischen Entladungen nicht mehr zufrieden. Im Journal des Franklin-Instituts hat jetzt Professor Humphreys eine lange Reihe neuer Beobachtungsergebnisse zusammengestellt, die den Vermutungen des Dr. Simpson vom indischen Wetterdienst zu danken sind. Dieser Forscher hat in Simla am Südrand des Himalaja Tausende von Aufzeichnungen veranlaßt, die selbsttätig den Regenschall und den elektrischen Zustand der Luft in Abständen von 2 Minuten angeben. Die Resultate sind so bedeutsam, daß man von einer neuen Einsicht in die Natur der Gewitter sprechen kann. Die durch den Regen niedergebrachte Elektrizität ist zeitweise positiv, zeitweise negativ. Die gesamte Menge von positiver Elektrizität aber, die durch den Regen mitgebracht wird, ist mehr als dreimal größer als die der negativen Elektrizität, und ebenso der positiv geladene Regen viel häufiger. Je stärker der Regenschall, desto größer ist der Anteil der positiven Elektrizität.

Seit den grundlegenden Beobachtungen Dr. Simpsons in Nordindien sind weitere in Deutschland und Frankreich angestellt worden, die in allen Fällen dieselben Ergebnisse erzielt haben. Dr. Simpson hat seine Vermutungen aber noch fortgesetzt und eine große Reihe von Experimenten angestellt, um die Verhältnisse eines Gewitters unter den verschiedensten Einzelbedingungen im Laboratorium nachzuahmen. Die Vorgänge des Gefrierens, des Tauens und der Luftreibung gaben keinen Aufschluß über die Entstehung der Elektrizität. Endlich wurde der Schlüssel gefunden, und zwar in dem Aufbrechen von Tropfen destillierten Wassers durch einen Luftstrom. Es erwies sich, daß dabei sowohl positive als negative Ionen (die kleinsten Einheiten der Elektrizität) entstehen, und zwar dreimal mehr negative als positive. Da das Auftreten von Gewittern gewöhnlich, wenn nicht stets mit der Entwicklung von großen Haufenwolken verbunden ist, so ist anzunehmen, daß ein kräftiges Aufsteigen der Luft eine notwendige Voraussetzung ihrer Bildung ist. Wenn nun die Luft mit einer Geschwindigkeit von etwa acht Metern in der Sekunde aufsteigt, so kann gegen diesen Strom kein noch so großer Wassertropfen obwärtsfallen. Die kleinen Tropfen werden mit nach oben gerissen, die größeren zerstäubt, und dann gleichfalls aufwärts gehoben zu werden. Durch die Zerspaltung der größeren Regentropfen muß eine Elektrifizierung der Atmosphäre erfolgen, und wenn die Tropfen sich wieder vereinigen, so kann sich auch ihre Zerspaltung wiederholen. Schließlich werden die Tropfen eine Stelle erreichen, wo der aufsteigende Luftstrom ihnen keinen genügenden Widerstand entgegensetzt, und dann als positiv geladener Regen niederfallen. Die kleinen negativ geladenen Wasserstäubchen mögen endlich auch in größeren Tropfen negativer Ladung zur Erde gelangen, werden aber meist in der Höhe bleiben, wo sie langsam verdunsten. Daher kommt es, daß die Hauptmenge des Gewitterregens positiv geladen ist.